

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



In seinem autobiographischen Roman ›Im Herzen der Gewalt‹ rekonstruiert Édouard Louis die Geschehnisse einer dramatischen Nacht, die sein Leben für immer verändert: Auf der Pariser Place de la République begegnet Édouard in einer Dezembernacht einem jungen Mann. Eigentlich will er nach Hause, aber sie kommen ins Gespräch. Es ist schnell klar, es ist eine spontane Begegnung, Édouard nimmt ihn, Reda, einen Immigrantensohn mit Wurzeln in Algerien, mit in seine kleine Wohnung. Sie reden, sie lachen, aber was als zarter Flirt beginnt, schlägt um in eine Nacht, an deren Ende Reda Édouard mit einer Waffe bedrohen wird. Indem er von Kindheit, Begehren, Migration und Rassismus erzählt, macht Louis unsichtbare Formen der Gewalt sichtbar. Ein Roman, der wie schon ›Das Ende von Eddy‹ mitten ins Herz unserer Gegenwart zielt – politisch, mitreißend, hellwach.

Édouard Louis wurde 1992 geboren. Sein autobiographischer Debütroman ›Das Ende von Eddy‹, in dem er von seiner Kindheit und Flucht aus prekärsten Verhältnissen in einem nordfranzösischen Dorf erzählt, sorgte für großes Aufsehen. Das Buch wurde zu einem internationalen Bestseller und machte Louis zum literarischen Shootingstar. Sein zweiter Roman ›Im Herzen der Gewalt‹ erscheint in über 20 Sprachen und wird verfilmt sowie fürs Theater adaptiert. Zuletzt erschien ›Wer hat meinen Vater umgebracht‹, ein hochpersönliches und politisches Buch, in dem Édouard Louis die Lebensgeschichte seines Vaters erzählt. Édouard Louis lebt in Paris.

Hinrich Schmidt-Henkel übersetzt seit 1987 Belletristik und Theaterstücke aus dem Französischen, Italienischen und Norwegischen, darunter Werke von Jon Fosse, Henrik Ibsen, Jean Echenoz, Louis-Ferdinand Céline, Stefano Benni und Massimo Carlotto. Er ist u.a. Träger des Jane-Scatcherd-Preises der Ledig-Rowohlt-Stiftung, des Paul-Celan-Preises und des Deutschen Jugendliteraturpreises.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Édouard Louis

Im Herzen der Gewalt

Roman

Aus dem Französischen
von Hinrich Schmidt-Henkel

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2019

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Histoire de la violence« bei Éditions du Seuil, Paris
© Éditions du Seuil, 2016

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Abdruck des Zitats von William Faulkner aus:
William Faulkner, »Die Freistatt« aus dem Amerikanischen von
Hans Wollschläger. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 1973, 1981 Diogenes Verlag AG, Zürich

Abdruck des Zitats von Imre Kertész aus:
Imre Kertész, »Kaddisch für ein nicht geborenes Kind«,
deutsche Übersetzung von György Burda und Kristin Schwamm
© 1990 Imre Kertész; 1992 Rowohlt Berlin Verlag GmbH, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29735-1

EINS

Und ein paar Stunden nach dem, was in der Kopie der Anzeige, die gefaltet bei mir zu Hause in einer Schublade liegt, *Mordversuch* genannt wird, verließ ich meine Wohnung und ging die Treppe hinunter.

Ich ging im Regen über die Straße, um mein Bettzeug bei neunzig Grad zu waschen, unten im Waschsalon, keine fünfzig Meter von meiner Haustür entfernt, gebeugt unter einem allzu unhandlichen, allzu schweren Wäschesack, meine Knie knickten unter dem Gewicht ein.

Es war noch nicht ganz hell. Kein Mensch auf der Straße. Ich war allein, ich stolperte voran, ich hatte nur ein paar Meter zu gehen, und doch zählte ich vor lauter Eile: *Nur noch fünfzig Schritte, komm, nur noch zwanzig, gleich bist du da.* Ich ging schneller. Und ich dachte auch – in ungeduldiger Erwartung der Zukunft, die das Ganze in gewisser Weise in die Vergangenheit verlegen, es verbannen und relativieren würde: *In einer Woche denkst du: Jetzt ist es schon eine Woche her, komm schon, und in einem Jahr: Jetzt ist es schon ein Jahr her.* Der eiskalte Regen war nicht dicht, aber extrem fein, unangenehm, er kroch in meine Stoffschuhe, die Nässe breitete sich in den Sohlen und im Gewebe der Socken aus. Ich fror – und ich dachte: *Vielleicht wird er wiederkommen, er wird wiederkommen, jetzt bin ich zur Flucht verurteilt, er hat dich zur Flucht verurteilt.* Der Inhaber war schon im Waschsalon, er war klein, gedrungen, sein Oberkörper ragte hinter der Reihe der Waschmaschinen hervor. Er fragte, ob es mir

gutgehe, ich antwortete *Nein*, so schroff ich nur konnte. Ich wartete seine Reaktion ab. Ich wollte, dass er reagierte. Er fragte nicht nach, er zuckte mit den Schultern, wandte den Kopf ab, verzog sich in sein enges Büro hinter den Wäschetrocknern, und ich hasste ihn dafür, dass er nicht nachfragte.

Ich ging mit der sauberen Bettwäsche wieder zu mir hoch. Ich schwitzte auf der Treppe. Ich bezog das Bett neu, Redas Geruch schien noch darin festzuhängen, also machte ich Kerzen an und brannte Räucherstäbchen ab; es genügte nicht; ich griff nach Geruchsentferner, Deo, auch nach verschiedenen Parfüms, die ich zu meinem letzten Geburtstag bekommen hatte, zu Eau de Cologne, und besprenkelte das Bettzeug damit, ich weichte die Kissenbezüge, die ich doch eben gerade gewaschen hatte, in Waschlauge ein, der Stoff schied sie in Form von quellenden kleinen Seifenbläschen aus. Ich schrubbte die Holzstühle ab, wischte mit einem in Reinigungsmittel getränkten Schwamm über die Bücher, die er angefasst hatte, rieb die Türgriffe mit Desinfektionstüchern ab, wischte sorgsamst jede einzelne Holzlamelle der Jalousien ab, verrückte und vertauschte die am Boden stehenden Bücherstapel, wienerte das metallene Bettgestell, besprühte die glatte Oberfläche des Kühlschranks mit einem nach Zitrone duftenden Mittel; ich konnte nicht aufhören, mich trieb eine dem Wahnsinn nahe Energie an. Ich dachte: *besser verrückt als tot*. Ich scheuerte die Dusche, die er benutzt hatte, leerte mehrere Liter Chlorreiniger in Toilettenschüssel und Waschbecken

(jedenfalls mindestens zwei Liter, ich hatte noch eine volle Eineinhalb-Liter-Flasche und eine zweite, die erst halb leer war), ich scheuerte das gesamte Badezimmer, es war absurd, putzte sogar den Spiegel, in dem er sich in der Nacht betrachtet oder vielmehr bewundert hatte, warf die Kleidungsstücke in den Müll, die er berührt hatte, sie zu waschen hätte nicht genügt; ich weiß nicht, warum es beim Bettzeug genügte, nicht aber bei der Kleidung. Ich wischte den Boden, auf allen vieren, das heiße Wasser verbrannte mir die Finger, der Putzlappen riss kleine rechteckige Fetzen meiner aufgeweichten Haut ab. Die Fetzen rollten sich zusammen. Ich hielt inne, ich atmete tief durch, in Wirklichkeit schnüffelte ich, schnüffelte wie ein Tier, ich war zum Tier geworden bei der Suche nach diesem Geruch, der nicht verschwinden zu wollen schien, trotz all meiner Mühen, sein Geruch ging nicht weg, und ich schloss daraus, dass er an mir selber haftete, nicht am Bettzeug oder an den Möbeln. Das Problem kam aus mir. Ich ging in die Dusche, wusch mich einmal, zweimal, dann ein drittes Mal und so weiter, mit Seife, Shampoo, Haarspülung, den ganzen Körper, um ihn möglichst gründlich neu zu beduften, es war, als hätte Redas Geruch sich in mich hineingefressen, tief hinein, zwischen Fleisch und Epidermis, und ich kratzte mich am ganzen Körper, schliﬀ meine Glieder ab, mit aller Kraft, besessen, um die tieferen Hautschichten zu erreichen, sie von seinem Geruch zu befreien, ich ﬂuchte, *verdammte Scheiße*, aber der Geruch blieb, verursachte mir immer stärkere Übelkeit und Schwindel.

Ich schloss daraus: *Wahrscheinlich sitzt der Geruch in deiner Nase. Wahrscheinlich riechst du das Innere deiner Nase. Der Geruch sitzt darin fest.* Ich verließ das Bad, ich ging wieder zurück und goss mir Kochsalzlösung in die Nasenlöcher; ich schnäuzte mich, wie beim Naseputzen, denn ich wollte, dass die Lösung die gesamte Oberfläche des Inneren meiner Nase überzog; es nutzte nichts; ich riss die Fenster auf und verließ die Wohnung, ging zu Henri, dem einzigen Freund, der am 25. Dezember um neun oder zehn Uhr morgens schon wach war.

Meine Schwester schildert diese Szene ihrem Mann. Ich stehe hinter einer Tür versteckt, belausche sie. Ich höre ihre Stimme, ich erkenne sie sogar nach Jahren der Abwesenheit, ihre Stimme, in der immer Wut und Groll mitschwingen und auch Ironie, und Resignation.

Vor vier Tagen bin ich bei ihr eingetroffen, in der naiven Hoffnung, ein paar Tage auf dem Land wären das einzige Mittel, über die Müdigkeit und den Überdruß meines Alltags hinwegzukommen, aber kaum hatte ich dieses Haus betreten, die Reisetasche auf die Matratze gestellt, kaum hatte ich das Schlafzimmerfenster geöffnet, das auf die Wäldchen und die Fabrik des Nachbardorfs hinausgeht, da begriff ich, dass ich einem Irrtum aufgesessen war und noch melancholischer und depressiver wieder nach Hause fahren würde.

Ich habe sie seit zwei Jahren nicht mehr besucht. Wenn sie mir das vorwirft, stottere ich eine Worthülse in der

Art von »Ich muss halt mein Leben führen« und versuche, so viel Überzeugung da hineinzulegen, damit nicht ich ein schlechtes Gewissen bekomme, sondern sie.

Aber ich weiß nicht, was ich bei ihr zu suchen habe. Schon letztes Mal war ich in dasselbe Auto gestiegen wie diese Woche, in dieses Auto, das mich krank macht mit seinem kalten Tabakgeruch, und mir war regelrecht übel geworden bei dem Blick aus dem Fenster, immer noch dieselben Mais- und Rapsfelder, dieselben endlosen Flächen von stinkenden Zuckerrüben, die Reihen von Backsteinhäusern, die widerwärtigen Plakate des Front National, die schäbigen kleinen Kirchen, stillgelegten Tankstellen, heruntergekommenen, baufälligen Supermärkte, einfach zwischen die Weiden geknallt, in diese deprimierende nordfranzösische Landschaft. Ich hatte seinerzeit begriffen, dass ich mich einsam fühlen würde. Beim Aufbruch nach Hause war mir klar, dass ich das Land hasste und nie wiederkommen würde. Aber dieses Jahr komme ich also wieder. *Und da ist noch etwas. Du willst nur nicht wiederkommen, weil ihr euch unweigerlich zankt, kaum dass du fünf Minuten da bist*, dachte ich bei der Ankunft, als ich in ihrem Auto saß und sang, um nicht reden zu müssen, *nicht nur, weil alles an ihr, Verhalten, Gewohnheiten, auch die Denkgewohnheiten dich angreift und wütend macht. Nein, dir ist zudem aufgefallen, wie leicht es dir fällt, sie nicht mehr zu sehen, wie gleichgültig es dir ist, auch darum magst du sie nicht mehr sehen. Das ist hart, denn außerdem erwartest du, dass sie dich bei dieser Anstrengung, sie zu vernachlässigen, auch noch unterstützt. Jetzt weiß sie*

Bescheid. Jetzt weiß sie, zu was für einer Gefühlskälte du imstande bist, und du schämst dich. Es gibt eigentlich keinerlei Veranlassung dazu, du hast ein Recht darauf, sie nicht sehen zu wollen, dennoch schämst du dich. Dieser Besuch konfrontiert dich mit deiner eigenen Grausamkeit, mit dem, was du in deiner Beschämung Grausamkeit nennst. Du weißt, das Zusammensein mit Clara zwingt dich, an dir die Seiten zu sehen, die du lieber nicht sähest, und das nimmst du ihr übel. Ob du willst oder nicht, du nimmst es ihr übel.

Seit meinem letzten Besuch habe ich ihr nur ein paar SMS geschickt oder eher nichtssagende Postkarten, aus einem unbestimmten Gefühl familiärer Verpflichtung heraus, sie hat sie mit Magneten an ihrem Kühlschrank befestigt; rasch auf einer Parkbank oder auf der Ecke eines Kaffeehaustisches hingekritzelte Nachrichten, »Umarmung aus Barcelona, bis bald, Édouard«, »Liebe Grüße aus Rom. Superwetter!«, vielleicht gar nicht einmal, um eine schmale Verbindung zu ihr aufrechtzuerhalten, wie ich es mich glauben mache, sondern um sie an die Distanz zwischen uns zu erinnern, und ihr klarzumachen, wie fern ich ihr mittlerweile bin.

Ihr Mann ist von der Arbeit zurück. Von dort, wo ich stehe, kann ich seine Füße sehen. Clara und er befinden sich im Wohnzimmer, ich im Nachbarraum. Die Tür steht vier, fünf Zentimeter offen, ich höre ihr zu, ohne dass sie sehen können, wie ich aufrecht, starr in meinem Versteck hinter der Tür stehe. Auch ich kann sie nicht sehen, kann sie nur hören, sehe nur seine Füße, ahne

aber, dass sie auf dem Stuhl gegenüber sitzt. Reglos hört er ihr zu, und sie redet.

»Er hat mir einfach gesagt, er würde so gut wie gar nichts über ihn wissen, nur seinen Vornamen: Reda.«

Didier und Geoffroy sind der Meinung, dass er mich angelogen und mir einen erfundenen Namen genannt hat. Ich habe keine Ahnung. Ich gebe mir Mühe, nicht darüber nachzudenken, jedes Mal, wenn es mir einfällt, versuche ich, mich davon abzulenken. Ich konzentriere mich auf etwas anderes, als wollte ich, dass er, der mir so viel genommen hat, wenigstens dies gelassen hat, ich will mich überzeugen, dass dieses Wissen, diese vier Buchstaben, eine Art Revanche ergeben, oder, falls der Begriff zu weit geht, eine direkte Macht über ihn, die mir aus diesem Wissen erwächst. Ich will nicht in jeglicher Hinsicht verloren haben. Wenn ich diese Geschichte in meiner Umgebung erwähne und man einwendet, er habe mir ganz offenbar nicht seinen echten Vornamen genannt, und das sei in so einem Fall, in dieser Konstellation geradezu typisch, dann überkommen mich Verärgerung und Aggression, ich kann mich nicht davon frei machen, diese Vorstellung ist mir ganz und gar unerträglich, ich möchte losschreien und meinen Gesprächspartner zum Schweigen bringen, ihn schütteln.

»Er hat mir das heut früh noch mal gesagt. Wir waren beim Bäcker, und ich hab zu ihm gesagt, er soll mir das noch mal sagen«, und tatsächlich hatte ich während der Fahrt gesagt, dass, als Reda mit der Waffe auf mich zielte – denn diese Szene sollte ich ihr Mal ums Mal

schildern, das wollte sie, als er mit der Waffe auf mich zielte, dass die Frage da für mich schon nicht mehr war *Bringt er mich jetzt um*, denn das schien mir in dem Moment bereits festzustehen, es war unvermeidlich, er würde mich umbringen, ich würde sterben müssen in jener Nacht in meiner Wohnung, und ich fügte mich ins Offensichtliche mit jener Fähigkeit des Einzelnen, sich zu fügen und sich an jedwede Situation anzupassen, man braucht sich nur die Weltgeschichte anzuschauen, noch an die widernatürlichsten und schrecklichsten Umstände passen die Menschen sich an, arrangieren sich – und das, so hatte ich mit meinem Hang zu groß tönenden Worten zu Clara gesagt, ist zugleich die beste und die schlimmste Botschaft an die Menschheit, denn sie läuft darauf hinaus, dass man nur die Welt zu verändern brauche, um die Menschen zu verändern, oder jedenfalls die allermeisten, Clara hörte schon nicht mehr hin, man braucht nicht jeden Einzelnen gesondert zu verändern, was viel zu lange dauern würde, die Menschen passen sich an, sie erdulden nicht, sondern passen sich an. Die Frage war also nicht mehr *Bringt er mich jetzt um*, sondern vielmehr *Wie bringt er mich um*, genauer: *Wird er mich mit seinem Schal erwürgen*, oder: *Nimmt er die schmutzigen Messer aus meiner Spüle*, oder: *Erschießt er mich*, oder: *Lässt er sich etwas einfallen, auf das ich gar nicht komme*; ich hatte keine Hoffnung mehr zu entkommen, ich hoffte nicht mehr zu überleben, sondern wollte nur möglichst schmerzlos sterben. Später haben die Polizei und auch Clara mich für meinen Mut bewundert; nichts

schien mir weniger zu dieser Nacht zu passen, ihr fremder zu sein als der Begriff des Muts. Reda tritt ein paar Schritte zurück, den Hahn der Waffe gespannt. Er streckt den anderen Arm aus, den, mit dem er sie nicht hält, und tastet in dem Kleidungsstapel auf meinem Schreibtischstuhl herum. Er nimmt wieder den Schal zur Hand. Ich denke: *Jetzt würgt er mich wieder*. Doch als er wieder bei mir war, versuchte er nicht, mich zu erwürgen wie noch vor wenigen Minuten, bevor er die Waffe gezückt hatte. Er griff nicht nach meinem Hals. Diesmal wollte er mich fesseln, er packt meinen rechten Arm, will den anderen nehmen, um beide zusammenzubinden, ich erinnere mich an den Schweißgeruch, der von ihm ausging, an den Geruch nach Sex auch. Ich zappelte, hinderte ihn und hatte derart Angst, ich dachte: *Ich will nicht sterben*, etwas derart trist Banales, tragisch Banales. Ich stieß schwache Schreie aus, natürlich schrie ich nicht laut. Das hätte ich niemals riskiert. Ich schob ihn weg, immer noch ganz ruhig, so ruhig, wie es ging, und sagte, er solle *das lassen*. Ich leistete Widerstand, es gelang ihm nicht, er sagte immer wieder, jedes Mal lauter *Toi je vais te faire la gueule, Ich mach dich fertig Ich mach dich fertig Ich mach dich fertig*. Er schrie. Ich hoffte, ein Nachbar würde uns hören und die Polizei rufen, *Aber wenn die Polizei auftaucht, dann bewegt er sich vielleicht unkontrolliert, aus Angst, verhaftet zu werden, und bringt mich sofort um, in Panik, wenn er hört, dass die Polizisten etwas durch die Tür rufen wie: Aufmachen, Polizei*. Da es ihm nicht gelang, mich zu fesseln, nahm er wieder seine Waffe, die

er vorübergehend in die Innentasche seines Kunstleder-
mantels gesteckt hatte, warf den Schal zu Boden oder
legte ihn sich selbst um, ich weiß nicht mehr, und drückte
mich auf die Matratze.